

*Soziologisch-ökonomische Betrachtungen
Über die Schwierigkeiten des gegenseitigen Verstehens*

Wenn ein Europäer sich heute anschickt, die Gründe zu untersuchen und aufzudecken, aus denen trotz vielfacher und langjähriger, menschlicher und politischer und wirtschaftlicher Berührung und Beziehung das gegenseitige Verständnis zwischen den Vereinigten Staaten von Amerika und den restlichen Staaten von Europa auf große, eher wachsende als abnehmende Schwierigkeiten stößt, so setzt er sich leicht dem Verdacht aus: er trete als Apologet der amerikanischen Politik auf oder gar als Vertreter des - angeblichen - amerikanischen Imperialismus. Und selbst wer durch sein Leben, seine Stellung, seine Schriften manches Zeugnis seiner Unabhängigkeit erbracht hat, ist nicht vor dem Anwurf geschützt: er stehe im Sold des amerikanischen Kapitalismus. Dies ist wohl der Grund, warum in Resteuropa auch von den Sachkennern so selten das Wort ergriffen wird, um populäre Vorurteile zu zerstreuen, und das Feld den Literaten überlassen bleibt, welche alten Vorurteilen neue Nahrung zuführen und welche ein Bild der USA entwerfen, wie es der aus dem vergangenen Jahrhundert stammenden Schulmeinung entspricht. Dann erwächst dem, der die Ehre und das Glück hat, in Basel abseits der Weltkonflikte und außerhalb der unmittelbaren Anziehungen und Abstoßungen zu beobachten und zu lehren, die geistige, Verpflichtung und die moralische Verantwortung: nach besten Kräften zur Aufhellung des Horizontes beizutragen, den Schutt der Vergangenheit wegzuräumen und so den Weg frei zu machen für eine fruchtbarere Zusammenarbeit.

Wenn man in dieser Absicht die soziologischen, ideologischen und ökonomischen Gegebenheiten überdenkt, welche in der Haltung der Vereinigten Staaten gegenüber Europa und vice versa zum Ausdruck kommen, so fällt von vorne herein auf, daß diese Frage, obwohl für Westeuropa lebenswichtig, viel häufiger und in den verschiedensten Formen in Amerika gestellt wird. Mir ist in Europa kaum jemand begegnet, der ernsthaft geprüft hätte, woher eigentlich die instinktive Abneigung gegen die Amerikaner stammt (denen man gleichzeitig in Sitten und Moden nacheifert...) oder mit welchem Recht ein Europäer von heute auf die Amerikaner herabschaut (denen er seine ganze Existenz verdankt...). Wogegen in USA von Ost nach West und in den allerverschiedensten Schichten, von Taxichauffeuren und Farmern, von Künstlern und in Wall Street erstaunt und beunruhigt immer wieder die Frage kam: Warum sind wir eigentlich in Europa so unbeliebt?

Zunächst habe ich darauf nur antworten können, daß mangels eines realen Inhalts der Idee »Europa« antiamerikanische Ressentiments in Italien, Frankreich, England, Deutschland ein verbindendes Element darstellen und daher kultiviert werden. Doch woher die Ressentiments? Sie haben gewiß manche äußeren Gründe, sind eine primitive Reaktion, wie

1 Edgar Salin: *Die USA und Europa*

sie in jenem englischen Bonmot der Kriegszeit über die Amerikaner sich äußert: they are overpaid, they are overfed, they are oversexed. Aber die wirkliche Erklärung liegt tiefer – ich habe sie selbst erst sehr allmählich gefunden, nachdem die Größe, die Farbigkeit, die Vielgestaltigkeit dieses Landes den blinden oder bösartigen Unsinn aller Gesamt- und Kollektiv-Urteile über »Amerika« und »die« Amerikaner hatte erkennen lassen. Danach scheint mir dies die richtigere Antwort auf die Frage nach dem Grund der europäischen Ressentiments zu sein: Daß die wirkliche Substanz der Vereinigten Staaten, der positive Gehalt ihrer Lebensform und der eigentümliche Bau ihrer Gesellschaft und Wirtschaft von außen fast unkenntlich ist. Man wird hinzufügen müssen: Kriegs- und Besetzungszeiten waren noch nie geeignet, um eine dauerhafte Liebe bei Verbündeten oder Gegnern zu erwecken. Selbst wer in höchsten wie in mittleren Stellen unter amerikanischen Zivilisten wie Militärs ganz ausgezeichnete, ihrer Aufgabe voll gewachsene, vom Gefühl ihrer Verantwortung durchdrungene Menschen fand und sich noch jetzt gar manchem freundschaftlich verbunden weiß, kann sich der Feststellung nicht entziehen: daß dies die Ausnahmen gewesen sind und daß die Überzahl der Amerikaner im Ausland weder ein sicheres Wissen um die besten eigenen Kräfte der neuen Weltmacht mitbrachten, noch den notwendigen Takt, um ihrem müde gewordenen, europäischen, abgekämpften Ahnen ein Verlangen nach echter Erkenntnis oder gar nach einer neuen Verschmelzung zu erwecken.

Die Ahnen! Sind wir das? Sicher nicht wir heute lebenden Europäer, aber doch unsere Vorfahren im 17., 18., 19. Jahrhundert. Mit leichter Überspitzung kann man sagen: die Vereinigten Staaten sind uns in vielem so fremd, weil sie nicht nur an der Parole des 18. Jahrhunderts Liberté, Egalité, Fraternité als an einem Lippenbekenntnis festgehalten haben, sondern noch weitgehend danach leben. Und hinwiederum ihnen fällt es schwer zu verstehen, daß die europäischen, durch eine lange Geschichte geformten und belasteten Staaten nur mit Mühe sich diesen Gedanken wieder erschließen oder gar mit überlegenem Lächeln auf die naiven Optimisten von jenseits des Meeres herabschauen.

Liberté, Egalité, Fraternité – ich nenne die drei inhaltsschweren Worte auf Französisch, weil sie in dieser Sprache den Kontinent bezwungen haben. Aber es ist gut, sich zu erinnern, daß die politische und soziale Auffassung des demokratischen Liberalismus wohl auf dem Kontinent durch Rousseau ihre gedankliche Prägung und ihren leidenschaftlichen Schwung erhielt, daß aber die amerikanische Unabhängigkeitserklärung der französischen Revolution vorausging und daß ihre verwandten Prinzipien auf amerikanischem Boden in englischem Geist gewachsen waren. Penn und Locke – um nur zwei der Stammväter zu nennen –, und ihre Gesinnungsgenossen und das harte Leben der Puritaner in den neubesiedelten amerikanischen Oststaaten haben den amerikanischen Typ so entscheidend und so bleibend geformt, daß hier und nur hier die einstmalig weltbewegenden Ideen noch immer den Zauber der Frühe und Frische bewahrt haben. Doch ebendies ist es, was dem Europäer nicht recht glaubwürdig erscheint. Zweifelnd fragt er – und stützt seine Zweifel auf allbekannte Erscheinungen –, ob es denn wahr ist, daß »Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit« in den Vereinigten Staaten noch eine lebendige, leben-gestaltende Bedeutung besitzen?

Es bietet keine Schwierigkeit, mit Beispielen aufzuwarten, die das Gegenteil zu beweisen

2 Edgar Salin: *Die USA und Europa*

scheinen. Jedermann weiß, daß die Gleichheit zwischen Weißen und Schwarzen, zumindest in den Südstaaten, nur auf dem Papier steht. Es ist ferner bekannt, daß die Brüderlichkeit bis in die dreißiger Jahre hinein sich jedenfalls nicht auf die Arbeiter und Arbeitslosen erstreckt und es infolgedessen keinerlei der deutschen und schweizerischen entsprechende Sozialversicherungen gegeben hat. Und Freiheit? Gerade in jüngster Zeit fühlt sich der Europäer angesichts der – in ihrer repräsentativen Bedeutung von hier aus weit überschätzten – Tätigkeit von McCarthy und Genossen zu erheblichen Zweifeln an der amerikanischen Demokratie veranlaßt und ist geneigt, auch die Freiheit in Gänsefüßchen zu setzen.

Dennoch kann man die Tatsache, daß die Amerikaner nun schon zweimal zu einem »Kreuzzug« nach Europa aufbrachen, überhaupt nicht begreifen, wenn man nicht erkennt, daß die auf unserm Kontinent schon matt gewordenen Ideen von 1776 und 1789 drüben noch beschwingende Kraft besitzen. Und dennoch ist ferner zu sagen, daß Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit drüben trotz aller Einschränkungen und trotz aller Mißbräuche noch ein politisches Ziel und eine gewiß manchmal verdunkelte, doch im Ganzen noch richtungs- und maßgebende Wirklichkeit darstellen.

Daß dies für die *Brüderlichkeit* gilt, haben die Westeuropäer, auch wenn sie es nicht gerade mit Dankbarkeit lohnten, in diesen Nachkriegsjahren in vielen Formen erfahren dürfen. Es gehört heute zwar zum guten Ton, zu behaupten, daß UNRRA und Marshall-Hilfe und vieles andre im eigensten Interesse der Amerikaner gelegen haben. Das ist der Fall gewesen. Aber erstens ist die rein menschliche, interessenfreie Caritas unter Europäern größtenteils auch nur eine geschichtliche Erinnerung; mit Ausnahme des Roten Kreuzes und verwandter Hilfsgesellschaften und mit Ausnahme der berufsmäßigen Krankenschwestern wird man fast auf allen Gebieten und in allen europäischen Ländern feststellen müssen, daß den Platz der tätigen, christlich-jüdischen Nächstenliebe eine staatliche, verbeamtete, ihrer Natur nach herz- und seelenlose Sozialfürsorge, eine Art Versicherung auf Gegenseitigkeit eingenommen hat. Und zweitens steckt in den Vereinigten Staaten, obwohl sich auch dort die Mentalität des sogenannten Wohlfahrtsstaates ausbreitet, hinter vielen großzügigen Hilfswerken und hinter den genannten Aktionen eine starke, ursprüngliche, echte Hilfsbereitschaft, die nur darum in Europa fast zwangsläufig verkannt wird, weil uns hier nur der bürokratisierte, mit vielen Mängeln behaftete, oft mit unzulänglichen Menschen besetzte Verteilungsapparat begegnete. Doch ist die von Herzen kommende, oft religiös verankerte Hilfsbereitschaft sehr deutlich faßbar im großartigen Liebeswerk der Quäker, und es ist die gleiche Gesinnung, aus der die Konzeption der UNRRA stammt. Während früher der Wille, für die Notleidenden einzutreten, oft nur den der gleichen Sekte oder Kirche Angehörigen zugute kam, ist mit der UNRRA dieser ursprüngliche, ja ist sogar der nationale Rahmen verlassen und die Hilfe gleichmäßig auf alle Opfer von Krieg und Terror in allen verbündeten Ländern ausgedehnt. Und die Marshall-Hilfe? Gewiß, – die ewigen Mäkler haben recht: die Vereinigten Staaten hatten alles Interesse daran, die westeuropäische Wirtschaft vor dem Zusammenbruch zu bewahren, um die Einbruchsfahr des Kommunismus zu verringern, und insofern hat sie indirekt ihnen selbst einen Nutzen gebracht. Aber schenken etwa die Russen den Ostdeutschen, den Polen, den Ungarn Geld, Lebensmittel, Maschinen, um durch

3 Edgar Salin: *Die USA und Europa*

Hebung des Wohlstandes die Anziehungskraft des Kapitalismus zu vermindern??? Nein – aus reinem Egoismus hat noch niemand Milliarden geschenkt und aus reinem Egoismus hat noch kein Staat die Wirtschaft verbündeter Völker bis zu einem Grad unterstützt, daß deren potentielle Konkurrenz zu höchster Aktivität gesteigert wurde. Und in aller bisherigen Geschichte hat es dies noch nicht gegeben, daß die Gesamtheit eines Volkes, auch seine ärmste Schicht, eine schwere Steuerlast auf sich nahm, um die Notlage fremder Völker zu lindern, und überdies nicht nur die seiner Verbündeten, sondern auch die der besiegten Gegner von gestern! Gegen Ende des 19. Jahrhunderts hat der Hochkapitalismus, dessen Reichtumsmassierung einer ungeheuerlichen Ausbeutung zu verdanken war, durch die Inaugurierung der Sozialpolitik den Beweis erbracht, daß sich eine Neuverteilung von Einkommen und Sozialprodukt in einzelnen Staaten mit dem weiteren kapitalistischen Wachstum harmonisieren ließ. Die Vereinigten Staaten, die kapitalistische Vormacht der Gegenwart, welche am spätesten sich zu einer innerstaatlichen Sozialpolitik entschlossen, haben mit der Marshallhilfe und dem Point-Four-Programm durch die Tat bewiesen, daß der Kapitalismus auch nach außen zum Träger einer sozialen Politik zu werden vermag. Man mag hier wie dort am Dauererfolg zweifeln, mag darin nur ein Zwischenstadium erkennen, das die Katastrophe nur aufhält, nicht verhindert. Aber die Geschichte setzt sich aus vielen Zwischenstadien zusammen und hat schon oft die zum Narren gehalten, welche mit »mathematischer« Sicherheit das baldige Scheitern oder den unmittelbaren Zusammenbruch deduzierten...

Zum Prinzip der *Gleichheit*. Die Fragwürdigkeit wird tatsächlich in den USA am Negerproblem deutlich. Aber sollte man nicht umgekehrt auch sehen: die ganze Stärke des Gleichheitsprinzips dokumentiert sich darin, daß es überhaupt ein Negerproblem gibt! Und haben wir Europäer auch nur das leiseste Recht, uns über die Problematik der politischen und gesellschaftlichen Gleichheit der Neger in den Vereinigten Staaten aufzuhalten, da vermutlich kein europäischer Staat je daran dächte, sie ihnen auch nur formell zu gewähren? In Wirklichkeit stammt die Problematik eben daher, daß drüben die Gleichheit aller Einwohner formell in einem Maße verwirklicht worden ist wie sonst nirgends in der Welt. Und übrigens haben der zweite Weltkrieg und jetzt die Dienstpflicht dazu geführt, daß manche nicht wegzuleugnende rassische Schranken auch jenseits des politischen Gebiets sich abgeschwächt haben oder verschwunden sind. In vielen Staaten der Union haben schon bisher weiße und schwarze Rekruten den gleichen Schlafraum geteilt – in Zukunft wird dies in allen Staaten der Fall sein. Wenn aber einmal Staatsbürger verschiedener Farbe und Rasse monatelang im gleichen Kantonement geschlafen und wenn sie gar noch gemeinsam gekämpft haben, dann ist - ob zum Guten, ob zum Bösen, wird erst ein späteres Jahrhundert wissen – eine Rassendiskrimination höchstens noch auf sozialem Gebiet möglich.

Aber die ganze Negerfrage berührt ohnehin nur ein kleines Teilstück dessen, was »Gleichheit« für ihre Apostel im 18. Jahrhundert bedeutete. Gemeint war in erster Linie die Aufhebung der alten Standesunterschiede und daraus folgend eine Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Recht und eine Gleichheit der politischen und der wirtschaftlichen Chancen. Beides ist in den Vereinigten Staaten, die kein historisches Mittelalter hinter sich,

4 Edgar Salin: *Die USA und Europa*

keine Reste des Feudalismus (die Südstaaten ausgenommen) in sich haben, in solch erstaunlichem Ausmaß durchgesetzt worden, daß selbst die durch kapitalistische Vermögensschichtung geschaffene neue Ungleichheit die Gültigkeit des Prinzips nicht berührt hat.

Dies gibt menschliche Entfaltungsmöglichkeiten von überraschender Stärke. Während auf unserm Kontinent im Westen der soziale Aufstieg noch immer schwierig ist, während der letzte internationale Kongreß für sozialen Fortschritt in Basel den Aufstieg des Arbeiters noch als ein Zentralproblem behandelte, ist in den Vereinigten Staaten das Problem nicht nur inexistent, sondern für weite Schichten unbegreiflich. Ein Beispiel mag dies verdeutlichen: ein amerikanischer General gab einmal seiner Verwunderung Ausdruck, daß in einer deutschen Stadt sein Bekenntnis zu seiner deutschen Großmutter von einigen Anwesenden mit betretenem Schweigen quittiert wurde; als Grund stellte sich heraus: er hatte hinzugefügt, daß sie Dienstmädchen gewesen war... Nun kann zwar keine Rede davon sein, daß es in Amerika keine sozialen Unterschiede gäbe. Aber im Gegensatz zu Europa sind sie mit wenigen Ausnahmen (»Mayflower«! u. dgl.) nicht historisch begründet, und vor allem: es fehlt jede Tendenz zu ihrer Versteinerung. Das ist die Folge jener Tatsache, die wir nur unter negativem Aspekt zu sehen gewohnt sind und die doch für eine dynamische Wirtschaft und Gesellschaft auch eine sehr positive Bedeutung besitzt- der Tatsache, daß der prinzipiell für jedermann mögliche Gelderwerb und Geldbesitz viel stärker als der Herkunfts- oder Bildungsunterschied über die soziale Einordnung und Anerkennung entscheidet.

Nochmals sei unterstrichen: es gibt auch in den Vereinigten Staaten soziale Unterschiede, gibt sie in den kleinen noch mehr als in den großen Städten, gibt sie in Clubs mehr als in Sekten und Kirchen. Aber dies ist ein Unterschied zwischen dem Besitzer eines Chevrolet auf der einen, eines Buick auf der anderen Seite – nicht zwischen dem Sohn des schlichten Arbeiters X. und dem Sohn des hochgeborenen Nichtstuers Y. Und der Chevrolet-Besitzer arbeitet darauf hin, durch größere Tüchtigkeit, durch Wechsel des »job«, durch Beteiligung an einer Spekulation in die Schicht der Buick-Besitzer aufzusteigen. Und selbst wenn ihm das nicht gelingt, so trachtet er danach, seine Kinder in ein gutes College zu bringen, sie studieren zu lassen {mehr als die Hälfte aller Studenten sind selbst in Harvard Werkstudenten!) und so ihnen den Aufstieg zum Juristen oder zum Manager, das heißt zu einer Stelle mit hohem Einkommen und mit entsprechend der sozialer Geltung zu erleichtern.

Diese positive Seite der Klassierung der Menschen nach ihrem Einkommen ist für uns Europäer schwer zu sehen und auch bei bestem Willen nur schwer zu verstehen. Wir haben ein Jahrhundert lang erlebt, wie die Parole »enrichissez-vous« nur an der Zerstörung der überkommenen Ordnung mitgewirkt, doch nicht und nirgends die Kraft besessen hat, einen tragfähigen Staat zu bauen oder auch nur eine neu gegliederte Gesellschaft zu formieren. Und wir stehen unter dem düsteren Eindruck der kulturellen Verheerung, welche seit dem ersten Weltkrieg der Einbruch der Neu-Reichen in fast allen Ländern angerichtet, wie er den Bestand, die Geltung, die Weitergabe der uns überkommenen Werte von Antike und

Christentum gefährdet hat. Aber ist dies wirklich die »Schuld« der Nouveaux-Riches? haben nicht vielleicht diese Barbaren so viel unechte Begeisterung und so viel Schein-Frömmigkeit getrogen, daß ihnen das Verharren im Nihil als die ehrlichere Haltung erschien... ?

Jedenfalls: in der neuen Welt, wo es für europäische Augen und Maßstäbe ja überhaupt nur Neu-Reiche gibt, hat das Reichtumsstreben nicht zerstört, sondern aufgebaut und nimmt auf der Basis des Reichtums heute das wissenschaftliche und das künstlerische Leben einen Aufschwung, der kaum noch einen Niveau-Unterschied zu einem westeuropäischen Land bestehen läßt.

Benjamin Franklin, den man so gern unter Berufung auf Max Weber¹ nur als Prototyp des »modernen« Kapitalisten mit seiner Sucht nach immer größerer Produktion und nach immer größerem, leerem Geldwerb betrachtet – Benjamin Franklin hat als erster die wichtige soziale Funktion gesehen, welche das Geld haben kann und in dieser sich neu bildenden Nation von selbstmademen tatsächlich gehabt hat: als Herr seines Geldes kann jeder Mensch, wie Franklin bibelfest es formulierte, gelassen »vor Königen stehen«.² Wirklich ist es dieses Gefühl, kraft seines Geldeinkommens sein eigener Herr zu sein, das sich heute bei Amerikanern aller Schichten findet und das ihnen das jugendliche, oft fast jugenhafte Gefühl der persönlichen Unabhängigkeit verleiht. Wohl hat die schwere Krise der dreißiger Jahre darauf aufmerksam gemacht, an welchem Zwirnsfaden diese Unabhängigkeit hängt; aber hierdurch ist nur ein Bedürfnis nach zusätzlicher, vertraglicher oder gesetzlicher Sicherung geweckt worden – das innere Bewußtsein der Unabhängigkeit und die daraus resultierende äußere Sicherheit des Auftretens hat keinerlei Beeinträchtigung erfahren. Und das wichtigste: obwohl die Reichtumschancen auch in den USA sich gegenüber der Zeit vor dem ersten Weltkrieg ganz wesentlich verringert haben, so besteht doch noch immer und überall ein unerschütterter Glauben an die Möglichkeit des Reichwerdens. Daher bedeuten auch erhebliche Einkommensdifferenzen noch keine soziale Ungleichheit, noch keinen Klassenunterschied im europäischen Sinn. Vielmehr schafft die Tatsache, daß ein jeder auf der Basis des gleichen Nenners »Geld« bzw. »Geldeinkommen« gemessen werden kann und gemessen wird, noch immer eine Vorstellung oder eine Illusion der Gleichheit zwischen dem Zeitungsboy, der sich schon als künftigen Millionär sieht, und dem Großverdiener, der zwar nur selten selbst als Zeitungsboy angefangen hat, aber wohl weiß, daß es in seiner Einkommenskategorie noch immer Menschen solchen Anfangs gibt.

Schließlich und vor allem die *Freiheit*. Man muß einen Augenblick überdenken, was sich in Europa alles begeben hat, seit die Göttin der Freiheit ihren Umzug durch Paris hielt: Napoleon, Restaurationen und Revolutionen, Jakobinismen und Fascismen... Dann kann es nicht wundernehmen, daß selbst in unserm »freien« Westen die Menschen kaum mehr begreifen, was unsre Ahnen vor 100, vor 150, vor 175 Jahren bei dem Wort Freiheit alles empfanden, warum sie Freiheitslinden pflanzten und nüchterne Bürger die Freiheitsbäume umtanzten, warum in Frankreich, Deutschland, der Schweiz – um grade Länder verschiedener Geschichte und Verfassung herauszugreifen – dies das verbindende Credo werden konnte, bei dem die Herzen höher schlugen:

*Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und würd' er in Ketten geboren.*

So hat es Rousseau im Contrat Social gelehrt, so hat es Schiller gesungen. Aber wir Europäer haben zuviel erlebt, als daß der Rausch des Beginns hätte bestehen können. Wir wissen aus blutiger Erfahrung, wie leicht die Freiheit zu Jakobinertum entarten, wie leicht sie von terroristischen Banden niedergetrampelt werden kann. Wir haben die kluge, vielleicht allzukluge Wahrheit gelernt, daß die Freiheit von Ketten nicht viel hilft, wenn man sie nicht zum Aufbau einer freien Ordnung zu nutzen vermag; wir haben Platons Weisheit wieder verstehen gelernt, daß ein Übermaß an Freiheit leicht in das Gegenteil, in ein Übermaß von Knechtschaft umschlägt. Dagegen sind die Amerikaner wie seit alters, so noch heute vielleicht mit wenig Vernunft, doch mit ganzem Herzen und mit ganzem Gemüt der Freiheit verpflichtet. Der Europäer vermag dessen gewahr zu werden, schon wenn er sich New York nähert: er, der einiges über den Ursprung und über den Stoff der Freiheitsstatue vielleicht weiß, sieht zunächst nur mit einem Gefühl der Kuriosität den Koloß auftauchen; aber dann teilt sich ihm die echte Ergriffenheit mit, mit der groß und klein, Männer und Frauen die Statue am Eingang des Hafens grüßen. Und wenn er dann erfaßt, wie die Amerikaner, von europäischen Eindrücken erfüllt und durchaus nicht etwa europamüde, mit Bewegung und Erschütterung den Boden ihrer Heimat wieder betreten, dann mag ihn eine erste Ahnung von dem überkommen, was Freiheit für den Amerikaner bedeutet. Ein Doppeltes: Freiheit von Etwas und Freiheit zu Etwas.

Freiheit *von* Etwas. Es wirkt bis heute in der amerikanischen Politik nach, daß diese Freiheit in erster Linie ein Freiwerden von der englischen Herrschaft bedeutete und in Kriegen erkämpft und verteidigt werden mußte. Infolgedessen richtete sie sich nicht wie auf unserem Kontinent vornehmlich gegen den eigenen Feudalismus, sondern diese bäuerlich-bürgerliche Erhebung war eine nationalamerikanische Revolution gegen die europäische Suprematiemacht.

Hier liegt der Ursprung des Isolationismus, der die amerikanische Politik bis zum ersten Weltkrieg bestimmt und der Wilsons Scheitern in seiner Heimat verursacht hat – des Isolationismus, der seit Pearl Harbour stumm geworden, doch vor allem in der Republikanischen Partei noch latent vorhanden ist. Hier liegt auch der Quell des Anti-Kolonialismus, der an sich durchaus zeitgemäß ist, doch durch seine gefühlsmäßige unpolitische Vehemenz zum verfrühten Abbau wichtiger europäischer Positionen geführt hat. Hier liegt auch der Quell jenes nie ganz schwindenden Mißtrauens gegen die Briten, der es der neuen Weltmacht unmöglich macht, die politisch und diplomatisch Erfahrenen aus der Mutternation so heranzuziehen, wie es einst die Römer mit den Graeculi taten.

Freiheit *zu* Etwas. Wie die Negation der englischen Suprematie und des englischen Feudalismus und des englischen Kolonialsystems, das im 18. Jahrhundert ja wirklich auf Ausbeutung eingestellt war, doch inzwischen längst seinen Charakter geändert hat – wie diese Negation bis heute fortwirkt und amerikanische Sentiments und durch sie politische Entscheidungen mitbestimmt, genau so hat der positive Inhalt bis heute seine Kraft

behalten. Vergessen wir nicht: die europäische Freiheitsbewegung war auf dem Kontinent stark im Einreißen, schwach im Aufbauen, wie jeder Blick auf die leidensvolle Geschichte der französischen Republiken verdeutlicht; eine Ausnahme in Europa bildet von den Großmächten nur Großbritannien, wo die politische Weisheit einer zähen Rasse stark genug war, um in langsamen Reformen Staat und Gesellschaft von hemmenden mittelalterlichen Schranken zu befreien und die neuen Kräfte und Ideen zum Umbau eines alten Staats- und Gesellschaftsgefüges zu benutzen.

In den Vereinigten Staaten dagegen, und nur hier, hat sich das wirklich vollzogen, was Rousseau und seine Nachfolger für das Wesen aller Staatsgründung hielten: auf der Basis einer Art von Gesellschaftsvertrag, in der Gesinnung der Brüderlichkeit und mit dem Ziel der Freiheit ist ein neuer Staat, eine Gesellschaft, eine Wirtschaft errichtet worden. Und diese haben sich als dauerhaft bewährt, haben eine außerordentliche Anziehungskraft auf die freiheitsdurstigen, in ihrer Heimat vielfach verfolgten Europäer ausgeübt und haben kraft ihres schnell wachsenden Menschen-, Produktions- und Zerstörungs-Potentials in diesem Jahrhundert die Suprematie der westlichen Welt erlangt. Es wird gleich zu zeigen sein, wie sich heute erste Anzeichen der Grenzen auch dieser Entwicklung wahrnehmen lassen. Aber zunächst muß festgehalten werden: nur in den Vereinigten Staaten hat sich jene merkwürdige Mischung von Rationalismus und Irrationalismus, welche die amerikanische wie die französische Revolution kennzeichnete, hat sich zugleich jener Glauben an die Ratio und jener Idealismus der Freiheit erhalten und bewährt, gepaart mit der von uns Europäern längst eingebüßten Überzeugung, daß durch Erziehung dieser Glauben allen Völkern des Erdballs einzupflanzen sei. Und darum hat, was in Europa verpuffte oder ermattete, sich drüben zu einer sehr widerstandsfähigen, sehr verpflichtenden und sehr expansiven »Sozialreligion« entwickeln können.

Absichtlich und nachdrücklich verwende ich den von Alfred Weber³ geprägten Begriff der »Sozialreligion«, weil nur hierdurch klar zum Bewußtsein kommt, daß es sich im Westen, genau so wie im Osten, heute nicht mehr um eine »Ideologie« im Sinn des 18. und 19. Jahrhunderts handelt, sondern um eine neue Form der »Religion«, in welche zwar viele Elemente christlicher und auch paganer Herkunft eingeflossen sind, jedoch von einem andern Ethos her ein neues Ziel gesetzt und ein neuer Mythos geschaffen wird. Doch die Worte »im Westen« bedürfen einer Korrektur: grade das ist ja das Eigentümliche, daß die amerikanische wie die russische Sozialreligion wohl europäischen Ursprungs sind, mit europäischem Gedankengut arbeiten, daß sie aber um die Geister und Seelen Westeuropas ringen, ohne dort einen allgemeinen und spontanen Widerhall zu finden. Der europäische Ursprung ist in diesem Kampf keine Erleichterung, sondern eher eine Erschwerung – zwischen verschiedenen Entwicklungsstufen der gleichen Urkraft besteht oft keine Brücke der Verständigung. Genau so wie es für einen katholischen Missionar des 18. Jahrhunderts leichter war, einen Neger zu bekehren als einen Puritaner, oder wie es für einen Nationalkommunisten leichter sein mag, einen Nationalkonservativen zu gewinnen als einen Sozialdemokraten, genau so trifft die amerikanische, rational-irrationale Sozialreligion leichter unter Asiaten auf blinde Glaubensbereitschaft als unter müden, skeptischen Westeuropäern.

Erschwerend kommt noch hinzu, daß sich die Vereinigten Staaten heute selbst in einer Transformationsperiode befinden, in der sowohl die positiven wie die negativen Freiheitsinhalte einer scharfen Bewährungsprobe unterworfen sind. In den »Amerikanischen Impressionen«⁴ ist einiges von den geistigen Hintergründen dieser Transformation festgehalten, ist auf das Erwachen eines metaphysischen Interesses, auf die Bedeutung der neuen Immigration usw. hingewiesen. Hier in unserem Zusammenhang ist dreierlei wichtig:

1. Wie jede Religion, so ging auch die Sozialreligion des *American Way of Life* in dem Augenblick ihrer naiven Sicherheit verlustig, als sie sich in der seelischen, geistigen oder auch nur politischen Konkurrenz mit ihresgleichen zu behaupten hatte und als ihr hierbei die Völker und Staaten der Welt nicht ohne weiteres zufielen. In dieser Hinsicht brachten die Jahre nach dem ersten Weltkrieg die erste Erschütterung, weil sie lehrten, daß die Vertreibung von Kaisern, Königen und Fürsten noch keineswegs als Voraussetzung für eine demokratische Regierungsform ausreicht. Noch eindrücklicher war die Lehre des zweiten Weltkriegs. Seine Folgen erweckten Zweifel, ob die Parole des Selbstbestimmungsrechts der Völker, die sich aus Freiheit und Gleichheit ergab, eine friedliche Organisation der Welt verbürgt. Der aufflammende Gegensatz gegen Rußland ließ dann zum erstenmal das Janusgesicht der Macht in seiner apokalyptischen Gefährlichkeit erkennen – eine Einsicht, die so lange verborgen bleiben konnte, als es noch ein Konzert von vielen Großmächten gegeben hatte und als Ideologen-Dirigenten, für dieses Konzert geschult und ihm gewachsen, durch ihren Glauben und ihre Fähigkeiten, durch ihre Hoffnungen und durch ihre Selbsttäuschungen die Gewalt des nahenden Sturms verkannten und verdeckten. Das ist vorbei. Daher der ungeheure Eindruck der Ereignisse in Korea, die zwiespältige Haltung in Persien, der phantastisch schnelle Wechsel der Politik gegenüber Westdeutschland – alles eindrückliche Zeichen der Selbstbesinnung, deren Bedeutung man ganz falsch einschätzt, wenn man in ihnen nur Ausdruck einer wechselnden »Realpolitik« sieht. Gerechterweise muß hinzugefügt werden, daß diese falsche Einschätzung in den Vereinigten Staaten durchaus nicht seltener ist als in Europa. Die Diffamierung, der heute das Andenken von Franklin Delano Roosevelt ausgesetzt ist – die Entartung des Parteikampfs bis zu einem Grad, daß der derzeitige republikanische Erzdemagoge ungestraft von der Aera Roosevelt-Truman als von »20 Jahren Verrat« sprechen darf, die Ängstlichkeit der republikanischen Administration, sich in der Außenpolitik offen und ehrlich zu den bedeutenden Leistungen ihrer demokratischen Vorgänger Truman und Dean Acheson zu bekennen –, diese und viele ähnliche Fakten sind nicht geeignet, das politische Bewußtsein und das politische Wissen zum Verständnis der neuen politischen Haltung zu schulen und zu heben. In Europa steht weniger die Demagogie als das kurze Gedächtnis der rechten Würdigung im Wege. Vielleicht besteht noch eine vage Erinnerung an den Morgenthau-Plan. Aber wer heute in Westdeutschland lebt oder durch das Land fährt – wer erinnert sich angesichts der rauchenden Schloten und der vollbeschäftigten Werften daran, daß vor noch nicht 10 Jahren, am 15. Sept. 1944, Churchill und Roosevelt als Kriegsziel die Ausschaltung von Ruhr und Saar und die Umwandlung

Deutschlands in ein Land überwiegend ackerbaulichen und viehzüchterischen Charakters verkündeten? Gewiß, dies war schlimmer als Unsinn... Aber wie oft in der Geschichte hat solche Verfemung unendlichen Beistand gehabt und Leben, Politik und Beziehungen der Völker vergiftet? Daß ein politisches Genie wie Churchill sehr schnell von destruktiver zu konstruktiver Politik zurückgefunden hat, nimmt nicht wunder. Aber daß die Politik der Vereinigten Staaten kaum weniger schnell umgestellt werden konnte und daß es in diesem von Volksstimmungen so abhängigen Regierungssystem möglich gewesen ist, die neue weltpolitische und weltstrategische Lage, die eigene Bedrohtheit der Vereinigten Staaten, die Unausweichlichkeit des geistigen, politischen, militärischen Einsatzes im neuen Weltkampf der Mehrheit der Bevölkerung klar zu machen, die notwendigen Maßnahmen zu ergreifen und die unerläßlichen Opfer zu tragen, das ist eine wahrhaft große und bewundernswerte Leistung. Grade als Europäer sollte ihr niemand die Hochachtung versagen, der da sieht, wie schwerfällig die Politik der meisten europäischen Staaten ist und wie sehr hier noch Gefühle und Programme, die biedermeierisch anmuten, im Atomzeitalter wirksam sind.

2. Wichtiger vielleicht noch ist der sehr hintergründige Sachverhalt, daß in den USA gerade die aufdämmernde Einsicht der Unmöglichkeit, eigene politische Formen anderen Völkern einfach überzustülpen, zur Beschäftigung mit den Wachstumsbedingungen der eigenen Kraft geführt hat. Hierdurch haben die immer bedeutsamen föderativen Tendenzen und Gestaltungen eine wesentliche Stärkung erfahren, was à la longue wie jedes *ritornar al segno* sich sehr positiv auswirken mag, jedoch für den Augenblick die Tätigkeit der Zentralregierung in Washington nicht grad erleichtert. Man darf hierbei nicht übersehen und nicht vergessen, daß der politische und gesellschaftliche Aufbau der Vereinigten Staaten im 18. und 19. Jahrhundert sich vermutlich darum so erfolgreich und so stabil vollzogen hat, weil in Wirklichkeit eine ganze Staatenwelt aus und mit unzählig vielen Gemeinden, Städten, Kantonen sich neu formierte und weil gerade in den kleinen Gemeinwesen die Brüderlichkeit nie eine Lippensache, sondern das einigende Band von Sekten und Korporationen und Kirchen und der tragende Pfeiler auch der Politik gewesen ist. Diese amerikanischen Einzelstaaten sind nicht nur durch das Territorium zu definieren. Ihre Mehrzahl hat eine besondere Pflanzen- und Tierwelt und hat eine besondere Art, sie zu bekämpfen und zu beherrschen, hat aber auch eine – verglichen mit Europa kurze, dennoch: – sehr farbige und sehr eigenartige Geschichte. Wir in unseren »zivilisierten« Ländern sind geneigt, Wildwesterzählungen für literarische oder filmische Märchen zu halten. Aber drüben leben noch Menschen, deren Großväter im Kampf mit den Indianern ihre Weiler und Dörfer aufgebaut haben. Und ein Staat wie Kalifornien (der übrigens in seiner Längsausdehnung in Europa ungefähr von Bern bis Bukarest reichen würde) hat noch bis kurz vor dem ersten Weltkrieg nach Wildwestmethoden seine Regierung bestellt. Die Demokratie hat – trotz unleugbarer Schwächen – vermutlich gerade darum in den Vereinigten Staaten so viel besser als etwa in Frankreich funktioniert, weil sie in einem Prozeß von 50 Jahren an den verschiedensten Punkten erst errungen, an anderen immer neu erkämpft werden mußte, und weil nicht eine überstarke

Zentralgewalt das Leben und die Kraft der Gliedstaaten und der Gemeinden, die eigentlichen Wurzeln der Demokratie, verkümmern ließ. Aber zwei Weltkriege und ihre Folgen haben nun die Zentrale in Washington übermächtig werden lassen. Es ist die gleiche Erfahrung, die man im wilhelminischen Deutschland und sogar in der neutralen Schweiz gemacht hat: eine moderne Mobilisation und erst recht ein moderner Krieg mit seinen Massenheeren und seinen – gemessen an früheren Ziffern – ganz ungeheuerlichen Ausgaben, und dann auch die riesigen Friedensausgaben, welche durch die Fürsorge für die Kriegsoffer und durch neue Rüstung aufgebläht werden, führen unvermeidlich zu einer Stärkung der Zentralgewalt, zu einer Steigerung der Zentralausgaben und, wiederum in unausweichlicher Konsequenz, zu vermehrter Einnahmehbeschaffung durch die Zentralregierung. In den Vereinigten Staaten, wo dieser Sachverhalt in seinem bedeutungsvollen Gewicht noch dadurch vergrößert wird, daß das in kurzen drei Jahrzehnten in die Position einer Weltmacht hineingeworfene Land sich dauernd vor schwer wiegende außenpolitische Entschlüsse von Welt-Tragweite gestellt sieht, hat diese Entwicklung zwei Gegentendenzen hervorgerufen, welche ein Charakteristikum dieser Transformationsperiode darstellen und welche nach innen wie nach außen die Führung der Politik, und erst recht die ungebrochene Verfechtung alter Grundsätze nicht grad erleichtern: auf der einen Seite suchen die föderativen Kräfte einen Teil der verlorenen Macht zurückzugewinnen – ein Vorgang, dessen positive Bedeutung gar nicht überschätzt werden kann, weil er die ungebrochene Fruchtbarkeit des demokratischen Untergrunds dokumentiert. Und auf der anderen Seite stellt sich für die Zentralregierung und für alle verantwortlichen Träger und Exponenten der amerikanischen Weltpolitik die überaus ernste Frage: ob eine Verfassung, ob eine Gewaltenteilung, ob ein Zentralorganismus, die den Bedürfnissen eines isolationistischen Kontinents angepaßt und gewachsen waren, ohne tiefgreifende Veränderung den harten Notwendigkeiten heutiger Weltpolitik begegnen können.⁵

3. Wie die Politik, so befindet sich auch die Wirtschaftspolitik in einer Periode des Schwankens und des Übergangs, und wieder ist es gerade die gestaltende Freiheitsidee, die in ihrer alten Form sich der neuen Lage nicht adäquat erweist. Wir in Europa sind, seit der Liga von Manchester – trotz Friedrich List – geneigt, die Entscheidung zwischen Freihandel und Schutzzoll für eine Grundsatz- und fast für eine Charakterfrage zu halten und vor allem: die Entscheidung für Freihandel als die einzig mögliche Position des Liberalismus anzusehen. Demgegenüber ist zu betonen, daß für die Vereinigten Staaten der Schutzzoll von Anbeginn an ein Ausdruck und eine Waffe ihres Freiheitskampfes gewesen ist. Nicht zufällig hat List seinen Gedanken des Erziehungszolls in USA konzipiert. Hier hat er sehen können, wie der Aufbau einer konkurrenzfähigen Industrie gegenüber dem Übergewicht der Suprematiemacht England nur hinter Zollmauern möglich gewesen ist. Daher bestand auch zwischen den beiden großen amerikanischen Parteien in der Handelspolitik nie eine grundsätzliche Differenz, sondern strittig war nur das größere oder geringere Ausmaß des Zolls. Jetzt aber bedeutet die Aufrechterhaltung der traditionellen Schranken nicht mehr einen freiheitlichen Erziehungskampf zugunsten der Allgemeinheit, sondern ein nur allzu bequemes Schutzmittel für

11 Edgar Salin: *Die USA und Europa*

Sonderinteressen und eine Schädigung der Anstrengungen der um ihre Freiheit ringenden westlichen Welt. Schärfer formuliert: Die einst tauglichen Mittel im nationalen Freiheitskampf werden zu einer Gefahr für das wichtigste außenpolitische Ziel der Union: die Erhaltung und Stärkung des Freiheitswillens und der eigenkräftigen Selbständigkeit Westeuropas. Die gleiche Antinomie zeigt sich auf dem Gebiet der inneren Wirtschaftspolitik. Es ist gar kein Zweifel, daß die Vereinigten Staaten nächst ihren ungeheuren Bodenschätzen und nächst den Chancen von Massenproduktion und Massenkonsum ihren gewaltigen Wirtschaftsaufschwung vor allem dem freiheitlichen Individualismus ihrer Reichtum begehrenden und gewinnenden Bevölkerung zu danken haben; hierdurch hat sich dort ein enthusiastischer Glaube an den technischen Fortschritt erhalten, ein eigentlicher Fortschrittskult entwickeln können, der uns Europäern längst abhanden kam. Aber nicht nur, daß das Erwachen des Sinnes für überlegene geistige und künstlerische Werte notwendig an der Allgültigkeit rein materieller Werte zweifeln läßt – die Technik selbst fördert das Entstehen von industriellen Mammutgebilden und von privaten Groß-Bürokratien, welche die Aufstiegschance zusehends verringern. Infolgedessen kreuzen sich vielfach ein theoretischer Individualismus und ein praktischer Dirigismus – ein Zustand, der in dem weiten Raum mit vielen noch unausgeschöpften Möglichkeiten unbedenklich ist, der aber vom Ausland her leicht als Inkongruenz von Theorie und Praxis mißverstanden werden kann und wird.

+

Tantae molis erat Romanam condere gentem.

Soviel Mühsal war's, das römische Volk zu begründen, heißt es in einem berühmten Verse des Vergil. – Wirklich sind 700 Jahre verflossen von der Gründung Roms bis zur eigentlichen Errichtung des römischen Weltreichs durch Cäsar; noch länger war die Frist von den Tagen Wilhelms des Eroberers bis zur Errichtung des englischen Empire durch Disraeli. Römern und Briten war so eine lange Periode gewährt, in der sie sich zur Weltbeherrschung schulen und in der sie ihre Diplomaten, ihre Militärs, ja ihr ganzes Volk zur Meisterung ihrer großen Aufgabe erziehen konnten. Nicht einmal 200 Jahre sind seit der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten vergangen! Schon diese Tatsache macht darauf aufmerksam, vor welcher unermeßlich schwere Aufgaben die Amerikaner gestellt sind: ohne es zu wollen, fast ohne es zu wissen, sind sie zur Weltmacht aufgestiegen und sollen nun ein entscheidendes Wort bei der Gestaltung einer Welt mitsprechen, die nicht wie in römischer Zeit nur den verhältnismäßig kleinen Raum des Mittelmeers und der nah und fern angrenzenden Länder umfaßt, sondern die mit dem Erdball identisch geworden ist. Erschwerend kommt hinzu: Römer und Briten waren, als ihnen die Weltherrschaft zufiel, bereits auf einer hohen Stufe der Geistigkeit angelangt, auf einer hohen, ja einer späten Stufe der Kultur, in der ein hochentwickeltes eigenes Recht und eine stabile Sozialordnung sie als die weisen Gesetzgeber der Völker erscheinen ließen. Die Amerikaner dagegen haben mit der Schwungkraft ihres Vernunftglaubens und mit dem unverbrauchten Feuer der Freiheitsideen noch jene jugendliche Dynamik, die eher zur Eroberung als zur bedächtigen Verwaltung und zur weisen Herrschaft befähigt.

Von hier aus muß ihre Stellung zu Europa verstanden, von hier aus ihre zweimal erhärtete militärische Leistung und ihr nicht seltenes politisches Versagen gewürdigt werden. Wie dürfte aber ein Europäer es ihnen verargen, daß sie Europa so schlecht begreifen, wenn jeder von uns, vor die Frage gestellt: »Was ist Europa?« ehrlicherweise antworten muß: ich fühle, was es ist, oder vielleicht auch nur, was es war – aber es ist schwer, es mit Worten zu sagen. Denn Europa (im Gegensatz zu Amerika) ist ja nicht einmal geographisch ein fester Begriff; sondern von diesem Vorbau des großen asiatischen Kontinents, als der sich Europa geographisch darstellt, sind im Lauf der Geschichte des Abendlandes wechselnd große Teile als Europa bezeichnet worden. Europa ist ein Erzeugnis der Geschichte, ist in seinem Umfang ein politischer, in seinem Inhalt ein kultureller Begriff:

Da es eine lange Geschichte ist, die uns Europäer geprägt hat und da überdies seit den Reformationen und erst recht seit den Nationalismen die politische und die geistige Einheit Europas langsam zerbröckelt ist – darum ist es für uns selbst nicht leicht, uns heute Rechenschaft zu geben, wieviel an europäischer Tradition noch lebendig in uns wirkt. Sollen wir den Amerikanern erzählen, daß die Krönung Karls des Großen in Rom am Weihnachtstag des Jahres 800 die eigentliche Geburtsstunde gewesen ist? Daß dieses Europa römisch-katholisch und daß es germano-romanisch war, daß es im Süden seine Grenzen fand im Kampf gegen die Araber, im Osten im Kampf gegen Slawen, Tartaren, Mongolen, im Südosten im Kampf gegen die Türken? Daß nicht nur der deutsche Osten europäisches Land, sondern daß Warschau genau so wie Prag eine europäische Stadt gewesen ist? Gewiß: wer davon nicht nur weiß, sondern es lebendig im Blut trägt, der soll sich zu dieser unsrer Vergangenheit bekennen – ich habe es selbst getan, als ich in den USA in Vorträgen die Frage »Was ist Europa?« beantworten mußte. Aber können wir es dem Fremden verargen, wenn er dann fragt, ob dies mehr als ein bloßes Lippenbekenntnis ist angesichts der grausigen Selbstzerfleischung des europäischen Westens und angesichts der Tatsache, daß nur die Amerikaner einen Rest von Europa davor bewahrt haben, dem braunen Terror-Regime zum Opfer zu fallen, das als solches die Leugnung und die Zerstörung aller geistigen und moralischen Werte Europas bedeutete? Ich weiß nicht, wieviel Durchschlagskraft die Erwiderung hatte: daß die kulturelle Einheit Europas immerhin länger Bestand gehabt hat als die politische, daß Kleriker, Humanisten und Juristen Europa zu einer geistigen Einheit und einer geistigen Macht zusammenwachsen ließen, die trotz Reformationen und Revolutionen bis weit ins 19. Jahrhundert ihre Kraft bewährte. Aber muß man nicht verstummen, wenn die Amerikaner dann darauf verweisen, daß nicht erst im »Tausendjährigen Reich«, sondern schon seit drei Jahrhunderten beste Europäer europamüde geworden sind und in Amerika eine neue Heimat gesucht haben? Müssen wir uns nicht eingestehen, daß schon der alte Goethe an Europa zu zweifeln begann, daß er ein neues Zeitalter kommen fühlte und einen Aufstieg der einstigen europäischen Kolonie, der nun frei gewordenen amerikanischen Staaten voraussah?

*Amerika, du hast es besser
Als unser Kontinent, das alte*

hat Goethe gedichtet, und auf diese zwei bekannten, oft zitierten Verse folgen andre, die vielleicht seine Zeitgenossen weniger berührten, doch heute sehr zum Nachdenken stimmen müssen; denn nicht nur pries Goethe als Vorzug:

*Hast keine verfallene Schlösser
Und keine Basalte,*

sondern schon damals rühmt er an der neuen Welt:

*Dich stört nicht im Innern
Zu lebendiger Zeit
Unnützes Erinnern
Und vergeblicher Streit.*

Und dies ist der Segenswunsch des Greises für die Vereinigten Staaten:

Benutzt die Gegenwart mit Glück!

Ist es nicht eben dies, was die Vereinigten Staaten wirklich tun? Und liegt nicht hier ein weiterer Grund, warum ein volles Verständnis zwischen Amerikanern und Europäern so schwierig ist: daß jene ganz in der – wie immer fragwürdigen – Gegenwart leben, wir aber immer beladen sind – wenn auch so manches Mal beglückt – mit großer, für viele Schultern allzugroßer Vergangenheit?

Hiermit zeigt sich über den soziologischen Gegensatz hinaus, von dem wir ausgingen, ein weiterer zentraler Unterschied zwischen den Vereinigten Staaten und Europa: dort ein jugendliches, Fest-auf-dem-Boden-des-Tages-Stehen mit kaum gemindertem Fortschritts- und das heißt: Zukunftsglauben – hier ein bedächtiges Festhalten an großer, oft überlebter Tradition, ein zögerndes Sich-Abfinden mit Gegebenheiten und Anforderungen des neuen Atomzeitalters und eine manchmal beklemmende Sorge vor dem Untergang des Abendlandes...

Da die amerikanische Freiheit sich mehr noch auf wirtschaftlichem als auf politischem Gebiet ihren adäquaten Ausdruck geschaffen hat und da mit Recht der Aufstieg zur Weltmacht zu wesentlichem Teil als Funktion und Folge des eigenen Wirtschafts- und Rüstungspotentials empfunden wird, kann es in dieser Situation für die Vereinigten Staaten grundsätzlich nur zwei Haltungen gegenüber Europa geben: Entweder man zieht sich in einen halben Isolationismus zurück, betrachtet Europa als eine Art von lebendem Museum, das man im Notfall vor dem Einsturz bewahrt – die Haltung etwa vom Zusammenbruch Wilsons bis zur Präsidentschaft des zweiten Roosevelt. Oder aber, man propagiert die Vorzüge des großen Wirtschaftsraums, der billigen Massenproduktion und des gesteigerten und verfeinerten Massenkonsums – die Haltung von heute, die sich aus der Erkenntnis der russischen Gefahr ergab und die Aufgabe, ja die Notwendigkeit in sich schließt, alle musealen – und das heißt von Amerika aus gesehen: auch die nationalen Inhalte und

Schranken Europas einzuebnen, um aus diesem Resteuropa ein einheitliches, wirtschaftlich und militärisch widerstandsfähiges Gebilde zu formen.

Von hier aus wird begreiflich, daß der einzelne Amerikaner sehr verschieden gegenüber den Europäern verschiedener Nationen reagiert, daß aber auch die amerikanische Politik bei der Verfolgung ihres Hauptziels, je nach den Schwierigkeiten, die ihr entgegentreten, nur mit Mühe es vermeiden kann, sich von Sym- oder Antipathien leiten zu lassen. Die häufige Ungeduld gegenüber den Briten rührt daher, welche mindestens so stark sich als Angehörige ihres Commonwealth wie als Europäer fühlen und deshalb die europäischen Zusammenschluß Tendenzen nur am Rande mitmachen. Ebenso die etwas zwiespältige Haltung gegenüber der Schweiz, deren Demokratie, deren Sauberkeit, deren Arbeitsamkeit den Amerikaner als verwandt anspricht; aber da das Wesen der schweizerischen Neutralität den wenigsten vertraut ist und da der Sinn und die Bedeutung des Kleinstaats in unserer großdimensionalen Zeit den meisten verschlossen bleibt, tritt auch hier immer wieder die vorwurfsvolle Frage auf, warum sich die Schweiz den europäischen Einigungsbestrebungen versagt. Ferner erklärt sich so die nicht minder zwiespältige Haltung gegenüber Frankreich, mit dem einerseits eine alte sentimentale Neigung verbindet; doch auf der andern Seite erscheint das Verharren der Franzosen in einem früheren Lebensstil den Amerikanern einfach als technische Rückständigkeit, und die Berufung auf die einstige »gloire« empfinden sie nur als Ausweichen vor dem Eingeständnis der heutigen Schwäche.

Schließlich rührt hierher auch die verblüffende Leichtigkeit, mit der die amerikanische Politik gegenüber Westdeutschland aus der non-fraternisation und dem Kampf gegen den Militarismus herausgeführt und in eine Unterstützung der Remilitarisierung und eine ausgesprochene Fraternisation verwandelt werden konnte. Gewiß hat dieser Frontenwechsel sehr wesentliche politische und militärische Ursachen, und bestimmt liegt in seinem Vollzug – wir erwähnten es – eine ganz große Leistung der amerikanischen Politik. Aber die Stärke und die Tiefe des Umschwungs versteht man erst dann, wenn man sich klar macht, daß die Amerikaner, und zwar schon die Besetzungstruppen, zu ihrer eigenen Überraschung bei den besiegten Deutschen als einzigen Europäern gleiche Züge wie bei sich selbst entdeckten: einen durch Mißerfolge nicht zu beugenden Wagemut, einen unbrechbaren Arbeitswillen und ein rechenhaftes Organisationstalent. Es mag sehr zweifelhaft sein, ob dies grad die Züge sind, deren einstmals das »Volk der Dichter und Denker« sich gerühmt hat... Aber es unterliegt keinem Zweifel, daß sie es sind, denen Westdeutschland den schnellen Aufstieg und – die amerikanische Neigung verdankt.

Der italienische Historiker Ferrero hat im ersten Weltkrieg einmal versucht, den Gegensatz zwischen Frankreich und Deutschland auf den Nenner zu bringen: *genie latin* dort, *organisation allemande* hier. Er hätte auch sagen können: 18. Jahrhundert dort und 20. Jahrhundert hier. Nun, die Amerikaner danken ihre missionierende Stärke – das hat unsere soziologische Betrachtung gelehrt – der Verschmelzung der Ideen des 18. Jahrhunderts mit Dynamik, Technik und Organisation des 20. Jahrhunderts. Da sie die erste Komponente in der ganzen Welt sonst nicht mehr finden, geht ihr Interesse und ihre Neigung dorthin, wo wenigstens die zweite rein vorhanden ist. Nur so war es möglich, daß sie während der

Kriegsjahre unkritisch und unpolitisch Sowjet-Rußland gegenüber dachten und handelten – eine technokratische Macht gegenüber der andern. Nur so ist aber auch der bisher durch keine Rückschläge und keine Undankbarkeit geminderte Impetus ihrer Europa-Politik zu erfassen: Nicht nur aus politischen, sondern aus geistigen Gründen wird unverrückt an dem einen Ziel festgehalten: aus Resteuropa einen einheitlichen großen Wirtschaftsraum zu machen.

Es wäre eine eigene Aufgabe, die in vollem Umfang hier nicht zu behandeln ist, demgegenüber die Kräfte und Gegenkräfte zu analysieren, die westlich des Eisernen Vorhangs diesem Ziel fördernd entgegenkommen oder hemmend entgegentreten. Doch sei hierzu dem Wirtschaftshistoriker eine kurze Bemerkung verstattet – eine Bemerkung, welche sich gegen die häufige Meinung richtet, ein einheitlicher Wirtschaftsraum oder auch nur eine Zoll- oder Währungsunion lasse sich nicht schaffen, wenn nicht eine politische Verschmelzung vorausgehe.

Diese Ansicht ist sachlich unrichtig. Es gab in der Antike wie in der Moderne Münzunionen, denen weder eine politische Vereinigung vorausging noch folgte, – die lateinische Münzunion ist das letzte Beispiel. Und es trifft auch nicht zu auf die Zollunionen, obwohl natürlich jede überstaatliche Organisation die Preisgabe einiger staatlicher Souveränitätsrechte voraussetzt. Aus dem Preußisch-Deutschen Zollverein ist zwar das Deutsche Reich geworden – aber man darf nicht aus einer geschichtlichen Auseinanderfolge eine logische Notwendigkeit konstruieren –, das Bismarcksche Reich hat sehr anders ausgesehen, als die Verfechter des Zollvereins sich ein Reich geträumt hatten. Auf der anderen Seite: sollte nicht gerade der Zollverein heute als positives Beispiel dienen können, wieviel bei kluger Anfangsbescheidung im Lauf der Entwicklung erreicht werden kann? Besteht nicht für Europa heute eine Lage, sehr ähnlich derjenigen, die Lists berühmten Satz hervor trieb: »Achtunddreißig Zoll- und Mautlinien in Deutschland lähmen den Verkehr im Innern und bringen ungefähr dieselbe Wirkung hervor, wie wenn jedes Glied des menschlichen Körpers unterbunden wird, damit das Blut ja nicht in ein anderes überfließe«. Achtunddreißig Zoll- und Mautlinien – nicht einmal halb so viele gibt es heute in Resteuropa; aber sind die heutigen nicht noch viel hemmender und zeitwidriger als die 38 deutschen von damals? List schrieb seine Worte im Zeitalter der Postkutsche, in dem man länger von Basel nach Karlsruhe brauchte als heute im Auto von Basel nach Hamburg oder im Schnellzug von Hamburg nach Rom. Gewiß – ein Wegfall von Zollgrenzen ist im dichtbevölkerten Europa von heute mit seinen kapitalintensiven Industrien, die teilweise nur dank des Zollschatzes rentabel sind, mit wesentlich größeren Schwierigkeiten und Reibungsverlusten verbunden, als es vor 120 Jahren der Fall gewesen ist; und außer den protektionistischen stellen auch fiskalische Interessen sich als erheblicher Hemmschuh dar. Aber sollte es nicht doch so sein, daß hier für die heutige Generation von Europäern die Aufgabe gestellt ist, bei der ihre Vorväter versagten, viele leicht versagen mußten, während jetzt der nackte Fortbestand Europas und die Ermöglichung eines geistigen Wiederauflebens ihre Lösung unausweichlich macht? Und haben nicht Franzosen wie Deutsche eine Schuld zu begleichen vor der Geschichte, die sie zu gemeinsamer Arbeit in vorderster Linie stacheln sollte?

»Die Deutschen«, hat Nietzsche im *Ecce Homo* geschrieben, »haben, als auf der Brücke zwischen zwei *décadence*-Jahrhunderten eine *force majeure* von Genie und Wille sichtbar wurde, stark genug, aus Europa eine Einheit, eine politische und *wirtschaftliche*⁶ zum Zweck der Erdregierung zu schaffen, mit ihren ‚Freiheitskriegen‘ Europa um den Sinn, um das Wunder von Sinn in der Existenz Napoleons gebracht- sie haben damit alles, was kam, was heute da ist, auf dem Gewissen, diese *kulturwidrigste* Krankheit, die es gibt, den Nationalismus, diese *névrose nationale*, an der Europa krank ist, diese Verewigung der Kleinstaaterei Europas, der kleinen Politik: sie haben Europa selbst um seinen Sinn, um seine *Vernunft* – sie haben es in eine Sackgasse gebracht.« Der große Warner schließt mit der Frage: »Weiß jemand außer mir einen *Weg* aus dieser Sackgasse! Eine Aufgabe, groß genug, die Völker wieder zu *binden*?...« Es ist nicht zu wissen, welchen Weg Nietzsche im Auge hatte. Aber sollten wir, die wir das Glück haben, in diesem armen Rest von Europa noch als freie Menschen zu leben, nicht der Ziele eingedenk sein, welche er jenseits der Zusammenbrüche, die er kommen sah, für Europa gewiesen hat?

Von solcher Warte aus erhält der Kampf um eine wirtschaftliche Einigung Europas eine geistige Sanktion und geistiges Gewicht. Und von hier aus, nur von hier aus besteht die Möglichkeit, daß der Einstellung der Vereinigten Staaten, die wir soziologisch und ökonomisch zu deuten suchten, eine europäische Antwort entgegenkommt, die das gleiche reale Ziel verfolgt und doch über das Materielle hinausgreift – eine Antwort, die Realität und Idealität in sich begreift und die zu neuem Leben weckt, was uns noch immer das Entscheidende und Wertvolle zu sein scheint: im europäischen Raum ein europäischer Geist.



* Teile dieser Abhandlung lagen Vorträgen in Hamburg, Braunschweig, Zürich und Basel zu Grunde.

¹ Max Weber hat bekanntlich den spezifischen »Geist« des Kapitalismus an Franklins Ethik exemplifiziert. Seine Zitate (vgl. Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie. Bd. I S. 31 f.) sind aufschlußvoll nicht nur für Franklin, sondern auch für die falsche Überheblichkeit, mit der – bis zu Webers »Entzauberung« – sich der »gebildete« Europäer ein Yankee-Bild zurecht zimmerte, das er dann trotz der sturen Einseitigkeit als die volle Wirklichkeit dieses so überaus komplexen Volkes und Landes erklärte und – verhöhnte.

² Diesen Hinweis danke ich einem Vortrag von Eduard Baumgarten. »Von der Kunst des

Kompromisses« (Studie über den Unterschied zwischen Amerikanern und Deutschen. 2. Aufl. Stuttgart 1949), einer der wenigen deutschen Schriften, die auf dem Weg soziologischen Verstehens die Aufgabe der Verständigung ernsthaft anpackt.

³ Es mag mit der eigenwilligen Sprache Alfred Webers, mit seinen eruptiv herausgeschleuderten Sätzen zusammenhängen, in denen Emotion und Logik sich verschlingen und kreuzen, daß seine Wirkung in Wissenschaft und Öffentlichkeit stärker auf den frühen ökonomisch-theoretischen als auf den späten kultursoziologischen Schriften beruht. Aber für das Verständnis der Gegenwart und gerade auch des hier behandelten Problems sind nirgendwo bessere Grundlagen und Hinweise zu finden. Das gilt schon von der zweiten erweiterten Auflage der »Kulturgeschichte als Kultursoziologie« (München 1950), und das gilt in besonderem Maß von dem erstaunlichen Werk des 80jährigen »Der dritte oder der vierte Mensch. Vom Sinne des geschichtlichen Daseins« (München 1953).

⁴ Vgl. Salin »Amerikanische Impressionen« (2. Aufl. Tübingen 1953).

⁵ In diesem Zusammenhang ist besonders auf die aufschlußreichen, besinnlichen Vorträge hinzuweisen, die John McCloy nach seiner Rückkehr aus Deutschland vor Studenten von Harvard gehalten hat.

⁶ Diese Hervorhebungen und alle folgenden von Nietzsche selbst.